

Die Decke aus Fichte mit schmalen Jahrringabständen, die Zargen, der Boden und die Schnecke aus unterschiedlich stark geflammtem Ahornholz: Meine Geige ist «in allen wesentlichen Teilen zusammengehörig» und verfügt über eine «grossflächig vorhandene, sehr schöne transparent orangebraune Lackierung». So steht es in dem Gutachten des Geigenbauers Markus Ramsauer, das ich der Versicherung vergangenen November zustellte. Die Wertschätzung schliesst mit dem beruhigenden Satz, das «ausgesprochen schöne Instrument wurde 1980 als echte Gregori Ferdinand Wenger Geige, en parfait état, bei Pierre Gerber in Lausanne gekauft und befindet sich auch zum heutigen Zeitpunkt in sehr gutem und gepflegtem Zustand».

Meine Geige entstand in der Werkstatt Wenger in Augsburg und ist auf 1756 datiert, das Geburtsjahr eines gewissen Wolfgang Amadé, dessen Vater Leopold Mozart in Augsburg aufwuchs und nach dem Bruch mit der Familie einer unsicheren Zukunft als Student entgegenging. Seine Laufbahn als «vollendeter» Organist, Geiger und Komponist begann als «Diener und Musiker» bei einem Grafen zu Thurn-Valassina und Taxis am fürsterzbischöflichen Konsistorium in Salzburg. 1756 war er zum zweiten Violinisten des Hoforchesters des Erzbischofs aufgestiegen und veröffentlichte das Lehrwerk «Versuch einer gründlichen Violinschule». Diese gibt, über ihre pädagogischen Anliegen hinaus, wertvolle Hinweise auf die Praxis seines Sohnes Wolfgang, seinerseits Geiger, Bratscher und Komponist von fünf Violinkonzerten, die heute zu den Pflichtstücken eines jeden Probespiels für eine Orchesterstelle zählen.

Allgäu, Wiege des Geigenbaues

Vielleicht hat sich in der Instrumentensammlung der Familie Mozart eine Geige aus der Werkstatt des angesehenen Wenger befunden. Er lieferte Instrumente an den Hof des Fürstbischofs von Augsburg, so etwa 1750 sechs neue Geigen, die das Hofzahlamt mit 52 Gulden entschädigte. Das entspricht ungefähr der Kaufkraft von heute 1700 Franken und dem damaligen Lohn eines Pfarrers für drei Monate. Ob die Instrumente Engelsköpfe hatten, für die Wenger bekannt war, oder eine unverzierte Schnecke (wie meine Geige), ist nicht überliefert.

Augsburg liegt im Einzugsgebiet von Füssen im Allgäu, das im 16. Jahrhundert die Wiege des europäischen Zupf- und Streichinstrumentenbaues war. Das Klangholz kam aus den nahen Bergwäldern, auf dem befahrbaren Lech wurde es nördlich zum Beispiel ins 90 Kilometer entfernte Augsburg verschifft, die Via Claudia Augusta sicherte die Handelsverbindungen in den Süden, insbesondere in die Musikmetropole Venedig. Aus Füssen emigrierten so bedeutende Geigenbauer wie Martin Stoss nach Wien, David Teckler nach Rom und schon im 16. Jahrhundert der Lauten- und Violenbauer Magnus Tieffenbrucker nach Venedig.

Die Herkunftsgeschichte meiner Geige ist unbekannt. Anders steht es mit einer Guarneri, die Sophie Hagemann 1974 in Deutschland kaufte. Die Geigerin erwarb das Instrument in schlechtem Zustand und hinterliess es nach ihrem Tod 2010 der von ihr gegründeten gleichnamigen Stiftung. Diese wollte im Vorfeld der Restaurierung die Provenienz der Geige in Erfahrung bringen und stiess einzig auf das Zeitfenster 1937 bis 1938. Was erzählt die Lücke bis 1974? Ein Eintrag des Instruments in die Online-Datenbank Lost Art sorgte für Klarheit, die jedoch ihrerseits lückenhaft ist.

Die Guarneri stammt «wahrscheinlich» aus dem Bestand des jüdischen Musikalienhändlers Felix Hildesheimer in Speyer. 1939 warf er sich auf der Bahnstrecke nach Schifferstadt vor einen Zug. Er hatte sein florierendes Geschäft verkaufen müssen, wohl auf Druck des NS-Regimes und unter Wert. 2021 einigte sich die Stiftung mit den in den USA ausfindig gemachten Erben auf eine Entschädigung von 285 000 Euro und wird das Instrument in Zukunft seinem ursprünglichen Zweck zuführen: Es soll wieder gespielt werden. Im Juni 2022 wird die restaurierte Giuseppe-Guarneri-Geige im Orchestersaal der Nürnberger Hochschule für Musik



Klingende Auslage: Instrumente im Geschäft eines Geigenbauers in Krakau.

NURPHOTO/GETTY

Rauben, fälschen, abzocken: Der Handel mit teuren Geigen lockt viele Betrüger an

Anders als im Bereich der bildenden Kunst steht die Provenienzforschung bei Musikinstrumenten am Anfang. Das öffnet Fälschungen und Verschleierungsversuchen Tür und Tor. VON CORINNE HOLTZ

der Öffentlichkeit vorgestellt. «Danach soll sie in Verbindung mit Stipendien an Studierende der Hochschule vergeben werden», schreibt auf Anfrage Rainer Kotzian, der Präsident der Hochschule.

Das reine Glück

Wer aber spielte meine Wenger-Geige während der über zwei Jahrhunderte zwischen 1756 und 1980? Wie kam sie nach Lausanne in die Werkstatt von Pierre Gerber? Angenommen, mein von Gebrauchsspuren gezeichnetes und mit einem unleserlichen Monogramm versehenes Instrument war jeweils 50 Jahre im Besitz einer Person und wurde dann weiterverkauft. Dann wäre ich die fünfte oder sechste Besitzerin, die diesem Instrument und den zurückhaltenden Reparaturen durch fachkundige Geigenbauer viel verdankt. An der Geige mit ihrer erfrischenden Klarheit bei gleichzeitiger Modulationsfähigkeit des Klangs lag es nie. Sie war in meinem Leben als Geigerin das reine Glück und begleitet mich heute als vielfältig einsetzbares Instrument mit entsprechenden Bögen durch die Musik des Barock und neue Formen der Volksmusik.

Den Kontakt zu Pierre Gerber vermittelte mein Lehrer, damals Stimmführer der zweiten Geigen im heutigen Musikkollegium Winterthur. Ob er eine Provision für den Verkauf erhielt, wie es die Regel war? Max Rostal, ab 1958 mit Meisterkursen am Konservatorium Bern wirkend, soll 25 Prozent des Kaufpreises verlangt haben. Georg Kulenkampff, gefeierter Konzertgeiger mit Strahlkraft über Nazi-Deutschland hinaus und ab 1944 Nachfolger Carl Fleschs am Konservatorium in Luzern, erhielt für eine «Beratung» 3000 Franken, das wären nach heutigem Geldwert gegen 23 000 Franken.

Kulenkampff unterstützte das Vorhaben eines Schülers, eine als Guarneri deklarierte Geige zu kaufen. Italienische Geigen werden seit je überhöht, selbst wenn unsachgemässe Reparaturen ihnen unumkehrbar Schaden zugefügt haben. Musiker und Händler nähren den Mythos dieser Instrumente gleichermaßen und aus unterschiedlichen Motiven. Der Glanz des Namens färbt auf den Musiker ab, die hohe Nachfrage bei gleichzeitigem Mangel treibt die Preise in die Höhe und spült Geld in die Kasse des jeweiligen Händlers.

Innerhalb Italiens gibt es seinerseits eine Rangliste. Eine Guadagnini aus Turin gilt weniger als eine Guarneri aus Cremona, eine Cappa aus Turin weniger als eine Balestrieri aus derselben Stadt. Zuoberst thronen die Instrumente von Stradivari und Guarneri aus Cremona. Sie sind längst zu Investitionsobjekten geworden und versprechen jährliche Wertsteigerungen bis zu 15 Prozent. Immer öfter landen Instrumente daher im Tresor, anstatt gespielt zu werden.

Schneeballsystem

Kulenkampffs Provision stammte vom Verkauf eines auf Andrea Guarneri umgetauften Instruments. Der Geigenbauer Henry Werro in Bern entfernte den Herkunftszettel des Geigenbauers Cappa und tauschte ihn kurzerhand gegen eine Etikette von Guarneri. Die Cappa-Geige hatte er dem Kunden gegenüber als «Giftspritze» diskreditiert und ihn überzeugt, sie gegen eine teurere von Tommaso Balestrieri zu tauschen. Werro nutzte das Schneeballsystem für sein Geschäft. Jetzt galt es, die angebliche Guarneri gegen etwas Besseres abzustossen. Werro köderte einen Kunden, Besitzer einer echten Guadagnini, mit der angeblichen Guarneri. Ein Zweitgutachten von Hill in London sei unnötig, «wenn das meinige dabei ist». Werros Kunde aber, ein Apotheker aus Luzern, wollte sich absichern und zeigte die Geige der Beratungsstelle für italienische Instrumente in Zürich. Dort fiel sie durch.

Werro bat daraufhin seinen Geschäftspartner in Stuttgart, den renommierten Geigenbauer Fridolin Hamma, sich die Geige anzuschauen und wunschgemäß als Guarneri zu identifizieren. Der Kunde sagte der Handänderung zu, zusätzlich bestärkt durch seinen Lehrer Kulenkampff, dem ein selbstbewusster Brief Werros Eindruck machte. «Ich zweifle nicht daran, dass Ihnen Herr Schürmann die Geige unterbreiten wird, sodass ich Sie bitten möchte, ihn in der

Italienische Geigen werden seit je überhöht. Musiker und Händler nähren den Mythos dieser Instrumente.

oben erwähnten Hinsicht zu bestärken. Seine Guadagnini wird sich vielleicht tonlich schon verbessern lassen, sodass sie nicht mehr so müde klingt, aber wie Sie selbst wissen, kann man ihr den Cremoneser-Ton nicht beibringen.» Apotheker Schürmann gab Werro seine Guadagnini in Zahlung und noch 4000 Franken dazu. Werro verkaufte das Instrument anschliessend für 22 500 Franken weiter in die USA.

Das Geschäftsgebaren hatte System, wie die Untersuchungsbehörden feststellten, als sie gegen 30 Handänderungen unter die Lupe nahm. Der Fall produzierte im Laufe des Gerichtsverfahrens Berge von Akten und entfachte einen Expertenstreit. Die Beweislage blieb dünn. Werro wurde 1958 in zwei Fällen des gewerbmässigen Betrugs, in zwölf weiteren der Urkundenfälschung sowie in einem der Nötigung beschuldigt. Das Urteil lautete letztlich auf ein Jahr Haft bedingt und eine Busse von 5000 Franken.

Der Geigenbauer Mark Wilhelm hat sich dieser Akten angenommen und die Geschichte erstmals aufgearbeitet. Er stiess dabei auf ein mafiöses Netz aus Händlern, Fachexperten und Lehrern, die sich gegenseitig schmierten und schützten. Wilhelm leistet Pionierarbeit in Herkunftsfragen und wünscht sich, dass die Akteure Verantwortung übernehmen und nachfragen, seine Zunft eingeschlossen. «Wenn wir alle unsere Geschäftspapiere und Archive für die Forschung öffnen würden, könnten wir mehr verstehen.»

Die Stradivari-Stiftung Habisreutinger mit Sitz in St. Gallen, die sechs Instrumente auf Zeit an auserwählte Musikerinnen und Musiker vergibt, will sich auf Anfrage «vorerst an der nächsten Stiftungsratsitzung» mit dem Thema Provenienz befassen. «Unsere Abklärungen werden einseitig intern erfolgen; an die Öffentlichkeit werden wir gelangen, wenn zählbare und belastbare Ergebnisse vorliegen.»

Als echt begutachtet

Anders als im Bereich der bildenden Kunst steht die Provenienzforschung bei Instrumenten noch ganz am Anfang. Die internationale Tagung in den Räumen der Schweizer Geigenbauschule Brienz vom vergangenen April war ein Auftakt, auch hierzulande Fahrt aufzunehmen. Als Erstes könnte ein Netzwerk aufgebaut werden, ein interdisziplinärer Hub, so das Fazit. Die Hochschule der Künste Bern, Kooperationspartnerin der Tagung, sei «motiviert, ein interdisziplinäres Forschungsprojekt aufzugleisen», sagt Thomas Gartmann, der Leiter des BFH-Zentrums Arts in Context.

Aber auch die Musiker sind gefragt. Die Cellistin Sol Gabetta und der Bratscher Antoine Tamestit könnten sich beispielsweise in Zukunft dafür interessieren, wie die von ihnen gespielten Stradivari-Instrumente 1964 in den Besitz des Textilindustriellen Rolf Habisreutinger kamen. Er sammelte nebst Briefmarken, Wein und Autos auch Streichinstrumente aus Cremona. Habisreutinger liess sich beim Aufbau seiner Sammlung vom Geigenbauer Arnold Sprenger in St. Gallen beraten und zog ihn für die Restauration und Pflege hinzu.

1976 interessierte sich die Konsumentenzeitschrift «Der Beobachter» für die Geschäftspraxis Sprengers, der als Präsident des Verbandes Schweizerischer Geigenbaumeister Verantwortung trug und in zweiter Generation eines der ältesten Geigenbauateliers des Landes führte. Sprenger verkaufte eine von der Expertenkommission seines Verbandes als echt begutachtete Stradivarius, die allerdings mit grosser Wahrscheinlichkeit Martin Stoss in Füssen gebaut hat.

Der Kunde identifizierte das Instrument mithilfe des Standardwerks von Fridolin Hamma, dem bestausgewiesenen Kenner seiner Generation. Sprenger nahm das Instrument «mit erstaunlicher Eile» zurück, bot sie aber in seinem Geschäft weiterhin als «echte» Stradivarius an. Interessenten gegenüber sollte er auf «Empfehlung seines Anwalts» die abweichende Meinung Hammas offenlegen. Das äusserte sich auch im Preis. Die Geige kostete jetzt noch 220 000 Franken statt 330 000 – für eine Geige von Stoss ein Wucher. Seine Instrumente wurden damals unter zehntausend Franken gehandelt.

Ringtäusche

Im Netzwerk Werros stiess Mark Wilhelm auf Pierre Gerber, dem meine Eltern die besagte Wenger-Geige in bestem Zustand abkauften. Wer Gerber war, welch exzellenten Ruf er genoss, das erfuhr ich erst als Erwachsene. Seine Kunden trugen so klingende Namen wie Nathan Milstein, Isaac Stern, Johanna Martzy und Ginette Neveu. Gerber betreute aber auch Laien und das städtische Konservatorium. Hansheinz Schneeberger, dem innovativsten Schweizer Geiger seiner Generation, verkaufte er eine Stradivari von 1737.

Das «hypersensible Instrument» sei seine Lehrmeisterin gewesen, sagte Schneeberger, sie habe ihn gezwungen, Neues zu lernen. Schneeberger studierte am Konservatorium Bern bei Walter Kägi, der die damals neue Musik von Bartók und Hindemith unterrichtete und sich früh der historischen Aufführungspraxis stellte. Kägi war ebenfalls Kunde

Im Zuge der Plünderung jüdischen Besitzes kamen viele wertvolle Instrumente in den Besitz von Nazis.

von Henry Werro und unzufrieden mit der erwähnten Cappa-Geige, die sich dann auf so wundersame Weise in eine Guarneri verwandelte. «Die Geige soll nicht besser werden, Kägi soll eine andere nehmen», liess der Chef seinen Mitarbeiter wissen. Und so kam es zum Tausch der Cappa gegen eine Balestrieri.

Pierre Gerber wiederum machte gemäss den Recherchen von Mark Wilhelm beim Ringelreihen um ein französisches Cello mit. Es stand in Werros Atelier und stammte von Pierre Pacherelle. Werros Mitarbeiter entdeckte beim Reparieren indes eine andere Etikette im Innern des Instruments: eine des viel begehrteren Instrumentenbauers Pressenda aus Turin. «Werro tauscht das Cello zunächst gegen Bilder», so schreibt Wilhelm. «Der neue Besitzer gibt es im Frühling 1945 für 2700 Franken an den Geigenbauer Paul Bänziger in Zürich. Dieser verkauft es am 26. Juni 1945 für 5300 Franken an den Geigenbauer Pierre Gerber in Lausanne. Und von hier geht es noch am

gleichen Tag für 6600 Franken an Werro, der das Cello nicht wiedererkennt, wie er später aussagt.» Auch für diese Fälschung fand Werro einen Kunden: Rolf Looser, der Solocellist des Utrechter Sinfonieorchesters, kaufte das Instrument für 15 000 Franken. Dafür gab er sein wertvolles Cello von Charles François Gand in Zahlung und legte noch 7000 Franken obenauf.

Mahler und Strauss als Kunden

Das Cello von Pacherelle stand vor all diesen Turbulenzen in Strasbourg bei dem Händler Albert Uhl. Mit ihm geschäfteten auch Pierre Gerber und sein Genfer Kollege Pierre Vidoudez sowie weitere Geigenbauer; in Basel etwa Fritz Baumgartner, in Zürich Emil Züst. Uhl leitete die Streichinstrumentenabteilung des jüdischen Musikhauses Wolf-Seligmann in Strasbourg. Die Firma bestand seit 1825 und wurde erst kürzlich, 2020, liquidiert. Wolf-Seligmann war eine Institution. Lazare Wolf etwa, dem Sohn des Gründers, gelang es, die deutsch-französische Feindschaft zu durchbrechen und die Berliner Philharmoniker für die erste Konzertreise nach Frankreich zu gewinnen. Zu den Kunden zählten Grössen wie Gustav Mahler und Richard Strauss. Wolf-Seligmann wurde «arisiert», Uhl blieb auf seinem Posten und setzte seine Reisetätigkeit fort. Bis Paris und nach Südfrankreich reichte sein Netz, nach Süddeutschland und in die Schweiz.

Im Zuge der Plünderung jüdischen Besitzes kamen viele, auch sehr wertvolle Instrumente auf den Schwarzmarkt und in den Besitz von Nazis, weniger wertvolle Stücke wurden zusammen mit Hausrat und Möbeln versteigert. Aus Not, etwa um die «Reichsfluchtsteuer» zu bezahlen oder um das Instrument in Sicherheit zu bringen, boten jüdische Musiker ihre Instrumente zu schlechten Konditionen an. Uhl war an der Quelle. Er kaufte billig und verkaufte teurer weiter an seinen Kundenstamm.

Eine Viola mit Grancino-Etikette etwa vertrieb Uhl auf Wunsch des jüdischen Kunden Stern in der Schweiz. Nach dem Krieg wandte sich die Witwe Uhls «in einer ganz unangenehmen Geschichte» an Werro: Herr Stern fordere sein Instrument zurück, es sei in Basel. Die Suche blieb jedoch erfolglos, keiner der angefragten Geigenbauer konnte weiterhelfen. Herr Stern habe sich «mit einer kleinen Summe zufrieden erklärt», schrieb Uhl ihrem Geschäftspartner Werro. Dieser nutzte die Not ebenfalls und organisierte sich 1942, als die Deportationen in Frankreich einsetzten, ein Visum für Vichy-Frankreich. Ziel der Einkaufstour waren die Städte Lyon und Marseille.

Im Tresor in Zürich

Die Provenienz meiner Wenger-Geige bleibt ein blinder Fleck. Vielleicht ist sie von der Werkstatt in Augsburg nur ein paar hundert Meter in die Stadt transportiert und dort von einem Amateur gespielt worden. Später kam sie womöglich in die Hände einer Berufsmusikerin in Ulm. 1940 kam sie vielleicht zu Uhl in Strasbourg und – einzig gesichert – irgendwann nach Lausanne.

Die Wenger fuhr durch Baden. Dort, in der Pfalz und im Saarland führte das NS-Regime 1940 in einer Blitzaktion die erste exemplarische Massendeportation durch. Wer das Lager Gurs in Frankreich überlebte, kam nach Auschwitz. Die Versteigerungen «herrenlosen jüdischen Guts» stiessen auf reges Interesse. So etwa in Lörrach, wo das dicht stehende Publikum den Auktionator in Uniform bedrängte. Auch Geigen kamen unter den Hammer. «Die besten Stücke», so Mark Wilhelm, dürften schon bei der Sichtung der Wohnungen und Häuser den Besitzer gewechselt haben. Ähnlich hielt es Werro. «Die guten Sachen sind für mich, die Ruinen für meine Kollegen», erklärte er einem Kunden gegenüber.

Die Zeitgeschichte drang bisher nur zu den bedrohten Tropenhölzern, die in meinem Geigenkasten ruhen: Ebenholz auf dem Griffbrett und Pernambuco auf der Bogenstange eines deutschen Bogens, den mir ein Geigenbauer 1984 als Werk von Louis Bazin verkaufte. Fest steht einzig, dass der moderne Steg von Pierre Gerber, den ich nicht mehr benötige, im Tresor eines Geigenbauers in Zürich liegt.